



Gabriella Wollenhaupt
Grappas Versuchung

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

»Wieso? Haben Sie heute noch einen Termin?«

»Nein, nur diesen einen. Aber lassen wir das Thema vorläufig beiseite. Hat Ihnen das Essen geschmeckt?«

»Es war göttlich«, schwärmte ich.

»Was haben Sie heute Abend noch vor?«, wollte er wissen. Er wartete auf meine Antwort und legte mir in der Zwischenzeit seine schmale schöne Hand ohne Ehering auf meine unlackierte, von Katzenkrallen und Kugelschreiberspuren verzierte Rechte. Wenn jetzt die Nummer mit der Briefmarken- oder der Münzsammlung käme, wäre der ganze Abend im Eimer.

»Eigentlich habe ich nichts Konkretes geplant«, sagte ich. »Haben Sie vielleicht einen Vorschlag?«

»Ja, ich habe einen Vorschlag. Lassen Sie uns doch in diese Kneipe gehen, in der Richie zuletzt lebend gesehen wurde. Vielleicht sind die drei Männer zufällig wieder da.«

»Um diese Uhrzeit? Es ist gleich elf!«

»Warum nicht? Lassen Sie uns doch gleich anfangen mit den Ermittlungen. Oder haben Sie Angst, da noch mal hinzugehen?«

»Nicht, wenn Sie mitkommen. Aber ... Sie werden auffallen in diesem Anzug! So ein Teil hat man im ›Stier‹ noch nie zu Gesicht bekommen!«

»Ach, das stört mich nicht. Sie sehen auch nicht gerade nach Vorstadtkneipe aus. Besser zu gut angezogen, als zu schlecht. Also, gehen wir?«

»Wir können es versuchen. Haben Sie eine Waffe dabei? Der Wirt ist ein bisschen gewalttätig.«

»Lassen wir's doch mal drauf ankommen. Fahren wir mit Ihrem oder mit meinem Wagen?«

»Mit meinem. Ich setze Sie dann hier wieder ab.«

Wer fragt, bekommt eine blutige Nase

Im »Stier« schwappte die Musik aus der Box bis auf die Straße. Eine Luft zum Schneiden, Bierdunst und die Emissionen von uralten Frikadellen. Unser Erscheinen wurde zunächst nicht registriert, zu dicht war der Vorhang aus Nikotin.

Wir klemmten uns in eine freie Lücke am Tresen. Der Wirt versuchte gerade einen Gast zu überzeugen, dass er doch nicht mehr mit dem eigenen Auto nach Hause fahren sollte. Welch eine Fürsorge dieser Bursche an den Tag legte. Mir hätte er fast eine gehauen, als ich nach Richie gefragt hatte.

»Und was jetzt?«, fragte ich Muradt. Schließlich hatte er unbedingt hierher gewollt, also konnte er auch die Initiative ergreifen. In dem Augenblick erspähte der Wirt uns. Ich winkte ihm neckisch zu, so, als ob er ein alter Bekannter von mir wäre. Er schaute mich an, als würde er nicht daran glauben wollen, mich zu kennen. Ich winkte ihn heran. Er schlurfte näher. »Fragen stellen Sie aber«, zischte ich Muradt zu.

Doch das brauchte er gar nicht, denn der Stier brüllte gleich los: »Mein Lokal ist kein Auskunftsbüro. Ich habe Ihnen schon mal gesagt, dass ich nichts weiß ...«

»Hören Sie mal«, mischte sich Muradt ein, »es muss doch möglich sein, sich mit Ihnen vernünftig zu unterhalten. Wir wollen Ihnen nichts anhängen, sondern nur wissen, mit wem der junge Mann, nach dem diese junge Dame Sie schon gefragt hat, zuletzt zusammen war. Warum wollen Sie uns nicht helfen? Der Tote war mein Neffe und ich möchte natürlich wissen, warum er einen gewaltsamen Tod sterben musste.«

Muradts sachliche Ansprache schien zu wirken. »Ich weiß wirklich nichts«, brummte der Wirt. »Gucken Sie sich mal um ... hier ist es jeden Abend rappellvoll. Und da soll ich mir noch merken, wer mit wem spricht und wer mit wem weggeht? Bisschen viel verlangt, oder?«

»War denn der Tote häufiger Gast bei Ihnen?«

»Nee. Das hab ich der Polizei aber auch schon gesagt. Der war vorher noch nie hier.«

»Und die drei Männer? Sind die noch mal wiedergekommen?«

Der Stier schüttelte den Kopf. Er hatte genug erzählt und seine Gesichtszüge wurden wieder schlaff und er wandte sich ab.

»Kommen Sie, Herr Muradt«, raunte ich ihm zu. »Es ist sinnlos. Entweder, er weiß wirklich nichts, oder er wird nichts sagen. Lassen Sie uns gehen. Ich habe morgen einen harten Tag vor mir und muss ins Bett.«

Muradt packte mich am Ellenbogen und führte mich zur Tür. Einige Gäste guckten uns konsterniert an. So ein Pärchen wie uns hatten sie wohl noch nicht gesehen. Wenigstens nicht in einer solchen Kneipe.

Draußen war die Luft kühl und roch nach Frühling. Ich schloss die Augen und atmete tief durch. Plötzlich sah ich im Augenwinkel eine Gestalt auf uns zukommen. »Achtung!«, schrie ich geistesgegenwärtig und versuchte, Muradt zur Seite zu ziehen. Zu spät, denn der Schwinger landete voll in seinem Gesicht. Er stöhnte kurz auf und wollte zurückschlagen, doch die Gestalt rannte weg. Der Kerl war massig und Muradt hätte sowieso keine Chance

gehabt, ihn zu erwischen nach diesem Überraschungsangriff.

»Lassen Sie ihn laufen«, sagte ich und hielt ihn an seiner Jacke fest. »Es hat doch keinen Sinn, der schlägt höchstens noch mal zu.«

Ich zerzte ihn unter eine Straßenlaterne. »Sind Sie verletzt?« Ich sah, wie sich eine Blutspur aus seiner Nase in den Kragen schlängelte. Die Lippe war auch aufgeplatzt, der Schläger hatte kurz und gezielt zugelangt.

Muradt holte ein weißes Taschentuch aus der Hosentasche und tupfte vorsichtig die blutenden Stellen ab. Er sagte nichts. Ich hatte den Eindruck, dass es ihm peinlich war, dass sein Äußeres so derangiert worden war. »Kein schönes Ende eines sonst so schönen Abends«, meinte ich trocken, »soll ich Sie ins Krankenhaus fahren oder zu einem Arzt?«

»So weit kommt das noch«, meinte er wütend. »Ich habe mich schlagen lassen wie ein Anfänger ... es tut mir wirklich leid, Frau Grappa!«

»Wieso tut es Ihnen leid? Sie sind doch vermöbelt worden. Wenn Sie nicht zum Arzt wollen, soll ich Sie zur Polizei fahren? Wollen Sie Anzeige erstatten?«

»Nun hören Sie endlich auf«, wehrte er meine Angebote ab, »eine solch kleine Schramme bringt mich ja wohl nicht um. Am besten setzen Sie mich vor meinem Restaurant ab, dort gibt es einen Erste-Hilfe-Kasten mit Pflaster. Können wir fahren?«

»Sicher. Aber wir fahren zu meiner Wohnung, die liegt näher. Pflaster gibt's auch bei mir. Und ein bisschen Jod habe ich auch da.«

»Ich glaube nicht, dass ich Ihnen das zumuten kann«, meinte er reserviert.

»Du lieber Himmel«, langsam nervte er mich, »natürlich können Sie mir das zumuten. Und wenn das Jod brennt, dürfen Sie auch schreien. Ihrer Männlichkeit wird das ganz bestimmt keinen Abbruch tun und ich werde niemandem verraten, dass Ihnen jemand eine getunkt hat. Recht so?«

Ich zog ihn in Richtung Auto und verfrachtete ihn auf den Beifahrersitz. »Tut's weh?«, wollte ich wissen. »Sicher tut es weh. Noch mehr weh tut die Wut, die ich habe. Hätte ich den Kerl nur erwischen können ...«

»Mein Gott, Sie werden schon noch Gelegenheit zur Rache kriegen. Der Angriff zeigt doch nur, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Jemand hat beobachtet, dass wir Fragen gestellt haben. Und er wollte Ihnen einen Denkartel verpassen.«

»Sie haben recht, Maria. Ist es noch weit zu Ihrer Wohnung? Ich könnte einen starken Kaffee brauchen.«

»Wir sind gleich da«, lächelte ich, »und wenn Sie lieb sind, dann zeige ich Ihnen meine Briefmarkensammlung. Oder wäre Ihnen meine Münzsammlung lieber?« Ich prustete los. Er verstand nicht, warum.

»Sie scheinen ja eine prima Laune zu haben.« Etwas gekränkte Männlichkeit war doch noch da.

»Habe ich auch. Es war ein aufregender Abend. Ein Abend, wie schon lange nicht mehr. So, wir sind da.«

In der Wohnung wies ich ihm einen Sessel zu und schaute mir die Bescherung an. Die Nase war etwas geschwollen, schien aber nicht gebrochen zu sein. Die Lippe war aufgerissen. Beides würde seiner Schönheit nur für ein paar Tage Abbruch tun.

»Halb so schlimm, das Ganze. Bald wird man nichts mehr sehen. Jetzt ganz ruhig

halten, ich tupfe etwas Jod auf die Lippe.«

Vor Schreck schloss er die Augen. Ich tröpfelte ordentlich drauf und er zuckte mit keiner Wimper. »Na also, da waren Sie aber schön tapfer. Keinen Mucks haben Sie von sich gegeben. Braver Junge!«

»Und was kriege ich als Belohnung? Zeigen Sie mir jetzt ihre Briefmarkensammlung?«

»Der Kaffee ist die Belohnung. Die Briefmarkensammlung ist gerade nicht greifbar, ich habe sie versetzt. Und das mit der Münzsammlung war sowieso gelogen.«

»Sie bringen nicht nur unbescholtene Männer in kriminelle Situationen, sondern Sie lügen auch noch. Machen das eigentlich alle Journalisten so?«

Na also, er hatte sich wieder gefangen. Er sah irgendwie putzig aus mit seiner geschwollenen Nase und dem Pflaster im rechten Mundwinkel. Wir unterhielten uns noch brav über Gott und die Welt und dann bestellte er sich ein Taxi.

Bevor ich einschlief, sagte ich mir noch, dass es wirklich der netteste Abend seit Langem gewesen war. Ich hoffte, dass wir uns bald wiedertreffen würden.

»Wir wollen Brot und Rosen«

»Wir wollen Brot und Rosen!«, forderten Anfang dieses Jahrhunderts 20.000 Hemdblusennäherinnen in New York. Sie waren es leid, schufteten zu müssen, Haushalt und Kinder zu versorgen und noch dem Herrn Gemahl eine fröhliche Gefährtin zu sein. Sie kämpften und streikten gegen unmenschliche Arbeitsbedingungen und für gerechte Löhne. Wählen durften sie 1908 auch noch nicht und das in einem Land, das im Jahre 1776 in der »Erklärung der Menschenrechte« in Artikel I verkündet hatte: »Alle Menschen sind von Natur gleichermaßen frei und unabhängig« und in dessen Unabhängigkeitserklärung im selben Jahr geschrieben wurde: »... dass alle Menschen gleich geschaffen sind, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören ...«

Aus dem Kampf der amerikanischen Frauen, die erst 1920 das Wahlrecht erhielten, war der Internationale Frauentag entstanden, der in jeder Stadt am 8. März gefeiert wird. In Bierstadt geschah dies in der Bürgerhalle des neuen prunkvollen Rathauses, das vor wenigen Jahren für 65 Millionen Mark errichtet worden war – Oberbürgermeister Gregor Gottwald hatte mal wieder seinen Willen durchgesetzt.

Es war soweit. Ich durfte hin und sollte am anderen Morgen einen bunten Bericht abliefern. Kein Problem, auf Wunsch berichtete ich über alles. Zwar hätte ich lieber die Recherchen im Fall Mansfeld intensiviert – aber die Pflicht musste eben auch erfüllt werden.

Bewaffnet mit Kassettenrekorder trabte ich zur Bürgerhalle. Bürgermeisterin Lisa Korn schüttelte den eingeladenen Frauen im Foyer der Bürgerhalle die Hand. Ihr Lächeln war gequält, ließ jene unbefangene Herzlichkeit vermissen, die ich bei OB Gottwald so mochte. Der fühlte sich unter so vielen Frauen wie der Hahn im Korb und benahm sich auch so.

Ich kam unbemerkt in den Saal, denn ich hatte keine Lust auf Small Talk mit Frau Korn. Der Saal war voll. Die Tische weiß eingedeckt. Unter der Freitreppe, die zu den Sitzungssälen führte, war eine kleine Bühne aufgebaut. Ich setzte mich an einen freien Tisch und winkte dem Kellner. Er kam näher und ich bestellte ein Glas Sekt. »Das müssen Sie aber selbst bezahlen«, warnte er mich vor. »Die Stadt bezahlt für alle nur das Bier und Limonaden und den Imbiss.«

»Kein Problem, junger Mann«, gab ich gut gelaunt zurück. »Her mit dem Schampus ...«

Ich guckte mich um, langsam füllte sich die Halle. In der Ferne sah ich die Ratsfrau der Bunten, Erika Wurmdobler-Schillemeit, die immer einen guten Kontakt zu den Medien suchte. Hoffentlich kam sie nicht auf die Idee ... Ich hatte es kaum zu Ende befürchtet, da stand sie schon schnaufend neben meinem Stuhl. »Ist das der Priesstisch oder kann ich mich setzen?« Die acht Stufen der Rathaustreppe hatten ihr hektische Flecken auf den Hals gezaubert.

»Heute gibt es keine Regeln, Frau Wurmdobler-Schillemeit«, säuselte ich, »wenn Frauen ganz unter sich sind, wir gehen doch einfach anders miteinander um, gell?«